

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 8

Artikel: Das Tonband - Feuilleton
Autor: Oberholzer, Oskar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

D A S T O N B A N D .

F E U I L L E T O N

Der junge Mann hiess Charles Kleber. Das Tonbandgerät lag unter dem Weihnachtsbaum, neben dem obligaten Hemd mit den Celluloidecken im Kragen und zwei paar Socken. Die Nastücher, immer bestickt mit den Initialen Ch K, hatte das Christkind dieses Mal vergessen. Charles wäre nie auf die Idee gekommen, dass jemand ihm eine solche Tonmaschine schenken würde. Als kaufmännischer Angestellter pflegte er sich für viele Dinge abwechselnd zu interessieren. Mit Begeisterung hatte er etwa sechs Monate mit Kollegen in einem Spielsalon Tischfussball betrieben. Zuerst im Sturm, dann in der Verteidigung und zuletzt noch als Torhüter. Dieses einzige Männchen an einer Stange aus Eisen aufgespiesst, das seinen abgemessenen Weg vor einem Kastenloch zurücklegt, hin und her schnell und sich mit Knarren um und um dreht — das alles schien ihm plötzlich lächerlich. Seine Lust an diesem Spiel schwand und verflog. Die Kollegen konnten ihn nicht verstehen, aber das war ihm gleichgültig.

Er freute sich künftig an seiner Grossmutter. Bei ihr war er jeden Donnerstag zum Mittagessen eingeladen, eine Tradition von früher her, aus der Primarschulzeit. Die alte Frau gab sich Mühe, kochte Gerichte, die er gern ass und goss, heute noch, Himbeersirup in altertümliche Gläser. Leidig fand Charles nur ihre Abneigung gegen das Rauchen. Sie hatte keinen Aschenbecher im ganzen Haus, sie konnte Rauch nicht ertragen. «Er hängt in den Gardinen, er schadet den Blumen. Warum muss ein junger Mensch rauchen?» sagte sie immer wieder. Abgesehen von dieser Lamentiererei gegen jedes Quantum Nikotin war Grossmutter eine wunderbare Grossmutter. In ihrem Zimmer standen rotüberzogene Möbel, und auf dem gedrechselten Einbeintisch lag eine überwältigende Spitzendecke. Charles erzählte seinen Eltern manchmal von der «höllischen» Decke. Und auf dieser Decke lag — an einem der Donnerstage — der Prospekt. Es war ein Pro-

spekt über neue technische Geräte. Der Staubsauger, der Mixer, der Fernsehapparat, das Tonbandgerät. Das Tonbandgerät?

«Jede gute Radiosendung konservieren Sie auf Band. Nicht mit Schallplatten vergleichbar. Aufnahmedauer: Zwei Stunden. Leicht zu bedienen. Für alle Musikfreunde unentbehrlich. Vortragredner und Reisende kontrollieren ihre Aussprache. Auch für Filmvertonung geeignet. Komplett mit Mikrophon Fr...»

«Flädlsuppe ganz heiss!» sagte die Grossmutter. Charles legte den Prospekt weg. Die Suppe war zu heiss. Er bliess und rührte und dachte dabei an das Bandgerät.

«In dem Prospekt ist ein Tonbandgerät, Grossmutter!»

«Was für ein Prospekt?»

«Da, in dem.»

«Aha, das war im Briefkasten. Das werfen sie einem in den Briefkasten.»

Charles schlürfte.

«Ja, aber das Tonbandgerät ist toll!»

«Was für ein Gerät?»

Charles legte den Löffel weg und faltete den Prospekt auf.

«Man kann es am Radio anschliessen und Aufnahmen machen. Oder direkt — ich kann deine Stimme aufnehmen und wieder abspielen. Es ist ein Mikrophon dabei.»

Die Grossmutter schaute, sah aber nicht so aus, wie wenn sie das Geheimnis der Magnetonaufzeichnung verstehen wollte.

«Du hast ja einen Radio.»

«Ja, aber das ist anders. Wenn am Radio etwas gesendet wird, dann hört man es und dann ist es vorbei. Mit diesem Gerät kann ich jedes Konzert aufnehmen und immer wieder anhören. Gestern abend spielten sie Louis Armstrong. Den hätte ich jetzt.»

«Wer ist Armstrong?»

«Ein Neger, ein bekannter Jazztrompeter.»

«Du willst Jazz aufnehmen?»

«Nicht nur Jazz, auch Beethoven oder Heinzelmannchens Wachtparade, oder was du willst.»

«Aha». Es war kein echtes Aha, das Einsicht bedeutet. Es war das übliche Aha, mit dem man unerwünschte Gespräche langsam versanden lässt.

Bis zum Heiligen Abend vergingen noch fast zwanzig Donnerstage. Flädli- oder Buchstabensuppe leiteten die Gespräche zwischen Charles und seiner Grossmutter ein. Es ging immer um

das Tonbandgerät. Und dann lag ein solches neben Hemd und Socken. Charles war begeistert. Die Gebrauchsanweisung war seine weihnachtliche Lektüre. Armstrong war in diesen Tagen weniger zu hören, eher Buxtehude. Aber der eignete sich für Versuche ebenso. Das Gerät funktionierte. Das Mikrophon musste ausprobiert werden. Grossmutter sollte ein paar Sätze sprechen. Sie sagte: «Charles soll weniger rauchen!» Das war alles, aber auf Band. Zurückspulen, abhören. Der Magnetstreifen lief leise knisternd über die Tonköpfe. Nichts. Gebrauchsanweisung: «... vergessen sollten umzuschalten, so wird die Aufnahme gelöscht. Vorsicht ist geboten.» Der warnende Satz der ewig aschenbecherlosen Grossmutter war vernichtet — ein wunderbares Versehen.

Mit der Zeit stellte sich die Routine ein. Aber die Begeisterung wich nicht von dem jungen kaufmännischen Angestellten. Das war nicht blöder Männlifussball, das war schöpferische Tätigkeit. Welche Anregungen verdankt der Mensch den Geräten. Und nie würden sie ihm verleiden, wenn nicht Dr. Christian KleeB dazwischen käme.

Am Dienstagabend. Das Radio sendete eine literarische Umschau. Charles sass am Tonbandgerät, die Spulen drehten sich. Durch den Lautsprecher erklang ein Feuilleton: «Winterzeit», eine zeitgemässe Betrachtung. Treulich zeichnete elektrische Energie die Tonspuren des Sprechers in die Magnetpiste des Bandes. Charles hörte gerne zu, es war lustig, gut geschrieben. Nach der Sendung versorgte er das Band im Schrank, angeschrieben mit «Feuilleton».

Die Tage wechselten ab. Schnee wich Regen und Regen gefror wieder zu Eis. Charles ging es gut, er hatte Beschäftigung. Er dachte über das Auswerten nach. Einer seiner Kollegen hatte die Bemerkung gemacht: «Die Bandaufnahmen musst du auswerten, du kannst Geld verdienen damit!» Auswerten? Wie das? Er hatte zwölf Bänder Musik, die konnte er doch nicht auswerten. Die Bänder kosteten natürlich Geld. Sein ganzes Taschengeld für Material ausgeben, das wurde langsam uninteressant. Vielleicht das Feuilleton? Charles legte das Band auf den Apparat. «Winterzeit» — es war ein guter Text. Abschreiben? Er wurde erregt und manipulierte falsch mit den Spulen. Abschreiben und einer Zeitung schicken. Er wusste nicht einmal, wer der Verfasser war. Aber die Zeitung wusste das ja auch nicht. Charles nahm Bleistift und Papier zur Hand. Winterzeit, ein Feuilleton. So hiess sein Titel. Er musste

stenographieren, weil das Band zu rasch lief für gewöhnliche Schreibart. Gegen Mitternacht war die mühsame Arbeit beendet. Am andern Tag, im Büro, tippte Charles das Feuilleton mit Maschine, und um 19.00 Uhr lag der Brief im Kasten: «An die Redaktion der...» Charles war von diesem Moment an nervös. Nicht, dass sein Gewissen pochte, er legte sich über die ganze noch zu wenig Rechenschaft ab; nein, die Frage, ob sie es überhaupt veröffentlichen würden, ob mit seinem vollen Namen (er hatte den, vorsichtigerweise, nur als Absender hingesetzt), wieviel Honorar so etwas gibt, das alles machte ihn unruhig.

Drei Tage später brachte die Post eine Zeitung unter Streifband, die gleiche Zeitung, die seine Eltern abonniert hatten. «Belegexemplar» stand auf dem Band. Charles riss es weg und blätterte. Tatsächlich, Seite zwei, unter dem Strich: «Winterzeit — Eine zeitgemässe Betrachtung». Er hatte zwar geschrieben «Ein Feuilleton» — aber bitte! Und nicht sein voller Name, nur die Initialen Ch. K. Bei der nächsten Post war ein Brief:

«Sehr geehrter Herr! Ich freue mich, Sie als Feuilletonisten kennen zu lernen und würde Sie gerne einmal in meinem Büro sehen. Freundlichst Dr. Christian KleeB.»

Von der Redaktion. Ein Brief von der Redaktion! Musste er das Honorar selbst abholen, oder...

«Junger Mann, woher haben Sie dieses Feuilleton?» Dr. KleeB hatte ein sehr grosses Büro, konnte hin- und zurücklaufen und zwei Telephone standen auf dem Schreibtisch.

«Nun, woher?»

«Ab Tonband, Herr Doktor.»

«Vom Tonband. Und wer sprach die kleine Betrachtung auf Ihr Band, ich meine, wer ist der Autor?»

«Das Radio, Herr Doktor.»

«Das Radio, aha, heute vor zehn Tagen, nicht wahr?»

«Ja, Herr Doktor.»

«Wissen Sie, wer das Feuilleton geschrieben hat?»

«Nein, Herr Doktor —»

«Ich habe es geschrieben, ich —!»

«Aber es waren doch meine Anfangsbuchstaben in der Zeitung...?»

«Ihre Anfangsbuchstaben? Ch K! Christian KleeB heisst das, Dr. Christian KleeB, Feuilletonredaktor, das bin ich!»

Charles rutschte auf dem Stuhl herum.

«Ich schreibe solche Betrachtungen für das Radio und habe das Recht, sie später in der Zeitung zu veröffentlichen.»

Auswerten, dachte Charles, das hatte man dann. Es war ihm jetzt sehr peinlich.

«Sie sind ein Tonbandjäger, junger Mann. Aber Sie sind nicht ein echter Jäger, Sie sind ein Freibeuter, ein Seeräuber auf dem Meer der Radiowellen. Ein starkes Stück, mich mit meinem eigenen Feuilleton betrügen zu wollen. Lassen Sie das. Lassen Sie solche Dinge bleiben. Auf Wiedersehen, aber bitte nicht als Plagiator!»

Zwei Tage später spielte Charles wieder Tischfussball. Er hatte es satt, Dinge zu konservieren, die einem zu Taten reizten, deren Folgen unübersehbar waren. Auswerten! Seine Kollegen hatten keine Ahnung vom Leben. Immerhin, dass andere Leute die Initialen seiner Taschentücher in die Zeitung druckten, das hätte er selbst nicht so ohne weiteres angenommen.

R. Caltofen

D A S T O T E N G E L D

Ich war schon dreimal an das Fenster gegangen und hatte mir ein Guckloch durch die vereiste Fensterscheibe gehaucht. Und obgleich ich genau wusste, dass ich ja doch nichts weiter sehen konnte als Schneeflocken und Schneeflocken, ging ich zum vierten Male in den Erker und hauchte und schaute in alle drei Himmelsrichtungen, die die tiefen romanischen Bogenfenster für gewöhnlich meinem Blick freigaben. Es war ein Schneetreiben zum Gotterbarmen. Ich hatte es in den Fällen von Lappland nicht schlimmer erlebt.

Das also war Tras-os-Montes. Wer in der Welt weiss, wie es hinr «Hinter den Bergen» aussieht?

Unberührt, den Alpen an Schönheit ebenbürtig, an Wildheit überlegen, liegen die Berge von Tras-os-Montes da, nicht fern der rasenden Expresszüge und doch so fern wie am Ende der Welt.

Sie sind wunderschön, wenn ihre warmen Quellen im Frühling bunte Bänder aus Blumen und lichtem Grün zwischen Schnee und Eis von

Dörfchen zu Dörfchen schlingen und die ersten süssen Vogellieder aus duftenden Ladanbüschen perlen, wenn sie sommertags in der sanften Melodie von tausend lieblichen Herdenglöckchen erklingen und die Schleier ihrer Staubbäche in der Glorie der siebenfarbigen Himmelslichter funkeln, wenn zur Herbstzeit zutrauliche Sonnenstrahlen die verwünschten Waldreben und Flechtengnome küssen und uns in den grossen, bangen Augen des scheuen Hochwildes die Seele des Bergwaldes entgegentritt.

Am schönsten aber ist es in den dunklen Nächten um Johanni. Dann fangen die finstern Berge an zu leuchten. Dann ist es, als seien alle ihre Gipfel und Grate aus so schimmerndem Marmor und Alabaster, wie er in ihrem Schosse ruht. Dann ist es, als hätten sie sich geöffnet und liessen ihre Herzen sehen, ihre Herzen aus kostbarem Erz und aus Silber und purem Gold.

Dann sind sie zauberhaft schön. Ja, dann sind sie ein Stück Himmel. Aber sie können auch ein Stück Hölle sein.

Dona Encarnação hatte sich erhoben und kam quer durch die grosse, niedrige Stube auf mich zu. Sie bekreuzigte sich und mich.

Draussen wütete der Sturm.

Sie steckte die Petroleumlampe an. Die Flamme zuckte.

Sie liess die äusseren Läden schliessen und schloss dann selbst die inneren Läden.

Der Sturm zerrte an den Schindeln. Er schlug mit den Aesten des knorrigen Nussbaumes gegen das Mauerwerk.

Draussen war Stille und Geborgenheit. Ich war von Herzen dankbar, dass ich hier drunten sein konnte. Ich hätte mich gefürchtet, jetzt allein in dem frostigen, windigen Turmzimmerchen weilen zu müssen.

Die alte Uhr an der Wand tickte die Zeit fort. Warm und traulich fiel der Schein der Lampe auf den mächtigen Tisch und auf die getäfelten Wände. Das rote Petroleum in dem farblosen Glasbehälter strahlte wie ein grosser Rubin. Strahlte im gleichen Frieden wie das ewige Lämpchen, das im Hintergrunde vor goldenen Heiligenbildern und papiernen Lilien tröstete. Strahlte in gleicher Lebendigkeit wie die zittrigen Reflexe, die die Gläser mit dem dampfenden, verdünnten Rotwein auf das handgewebte Tischtuch warfen.

Dona Encarnação stopfte die Läden mit alten Wollflicken fest. Dann warf sie ein paar getrock-